

V.

Seit jenen Tagen des Augusts 1854 sah ich Heine nicht mehr, doch ich erhielt noch immer Zeichen, daß er mich nicht vergessen. Ein paar Monate später ließ er mir die „Bermischten Schriften“ zukommen, später zur Ergözung einen Brief an Alexander Dumas, einen deutschen Flüchtling betreffend, endlich seine Vorrede zur „Allemagne,“ in welcher er meiner gedacht. Auf diese letzte Zusendung blieb ich ihm sogar den Dank schuldig, so schmerzhaft hatten mich diese Zeilen übergroßen Lobes berührt. Ich konnte nur schweigen und beschämt die Stirn senken. Der theure große Geist! Er hatte mich vor sich gesehen, wie er

mich sehen wollte, der erste Eindruck, den der junge, vom Glücke getragene Mensch, der in seinem Uebermuthе kein Ziel für unerreichbar hielt, in ihm zurückgelassen, war fortgewachsen und er hatte ihm Worte gegeben. Ich darf sie als nichts Anderes nehmen, als für ein Zeichen, daß das Freundschaftsgefühl, das ich für Heine getragen, eine Erwiderung in seinem Herzen gehabt.

Inzwischen hatte der Kranke seine Wohnung gewechselt und ein Quartier in den Champs elisées, Avenue Matignon N. 3 bezogen, ein freundliches Haus, unfern vom Palais Bourbon. Hier fand er, was er so lange gesucht, Sonnenlicht, frische Luft, die Aussicht ins Grüne; dabei war die Wohnung so gelegen, daß der Friede des Krankenzimmers nicht allzusehr durch den Lärm der heerweise auf- und abgehenden Spaziergänger und die unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrausenden Carossen gestört wurde. Heine konnte an

sonnigen und windstillen Tagen, um Luft zu schöpfen, auf den Balkon hinausgetragen werden. Er schrieb mir voll Freude über diesen Wohnungswechsel und ich trug mich den ganzen Winter über mit dem Gedanken und der Hoffnung, daß ich ihn im kommenden Frühjahr dort wiedersehen sollte. Man war durch die lange Dauer der Krankheit beinahe gewohnt worden, zu denken, daß dies Halbleben sich so noch auf lange hinaus fortfri-
 sten lassen könne. O Eitelkeit menschlicher Pläne! Wenn ich wieder einmal nach Paris komme, werde ich ihn wirklich in einer neuen Wohnung besuchen — aber auf dem Montmartre!...

Abermals war die Einsamkeit um ihn herum gewachsen, er selbst empfand, daß seine Agonie zu lange daure und das kostbare Mitleid der Zeitgenossen sich in der Länge der Zeit verflüchtige. Er verlor sogar seinen Schwalbenvater*), der

*) Zwei in einem frühern Capitel angeführte Witze-
 worte Heine's über den „Schwalbenvater“ sind, da sie

ihn so oft ergötzt hatte. Französische Freunde von ehemals traten oft ein halbes Jahr lang nicht vor. In einer Stadt der Freuden wie Paris es ist, wer mag da viel an ein Krankenbett denken, in gesperrte Luft treten, die Pein und das Elend eines solchen Menschenlebens anschauen? Nur ein Weib hält es da auf die Länge aus, eine Mutter, eine Gattin, eine Geliebte, aber kein Freund, am wenigsten ein Franzose! Als Berlioz eines Tages gemeldet wurde, rief der Arme sich hastig aufrichtend: „Was? Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!“ Welche Bitterkeit, welcher Schmerz der Verlassenheit, welcher Vorwurf gegen die Menschen liegt in dieser lächelnden Aeußerung!

Es war um diese Zeit, wenige Monate vor

von Mund zu Munde gingen, auf einen deutschen Poeten L. W. bezogen worden. Mit Unrecht. Ich habe mit dem „Schwalbenvater“ eine ganz andere Persönlichkeit im Auge.

seinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches seit frühester Jugend für ihn begeistert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von seltener geistigen Anlage, in dessen anmuthigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Er bat sie den Besuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne sie kaum einen Tag bestehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleistift geschrieben vor mir, die er aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers an das Mädchen sandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. So wie der Gefangene das Vögelchen liebt, das am Sims seines Fensters zu sitzen pflegt und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbeizulocken und ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den grünen lustigen Wald von Zeit zu Zeit vergesse, so überhäuft auch Heine seine Freundin und Gesellschafterin mit kleinen Ge-

schenken, welche sinnvoll sein Wohlwollen in hundert Gestalten ausdrücken, und strengt beinahe täglich seine des Schreibens kaum fähige Hand an, kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehenden Schmeichelftimmen zu neuen Besuchen auffordern. Sieht man die großen, zierlichen, edeln Schriftzüge, so kann man es kaum glauben, daß sie von der welken Hand eines gebrochenen Organismus herrühren, und liest man den Sinn, den sie verdolmetschen, so kann man sich über die tiefe, unausrottbare Lebensenergie nicht genug wundern. Wir hören darin die zartesten Sehnuchts Worte von ehemals und die süßesten Schmeichellaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zum blasphemischen Ingrim, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuße, nach dem Leben. Dies Alles hüllt sich in eine finstere Atmospähre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.

Diese Briefe werden nie die Deffentlichkeit sehn, der Name des Mädchens selbst ist ein Geheimniß. Ein bizarrer Zufall führte mich erst nach Heine's Tode mit deren Besitzerin zusammen; wenn man es einen Zufall nennen kann, eine Bekanntschaft, die seit neun Jahren in den Wogen des Lebens untergegangen zu sein schien, zu erneuern. Es war mir vergönnt, einen Blick in diesen Schatz zu werfen, der sogar zahlreiche Gedichte enthält und ich theile hier ein paar der Briefe mit, welche mir mit Erlaubniß der Veröffentlichung mitgetheilt wurden.

Ein Blatt vom November 1855 lautet:

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen — bin froh, daß Sie wohl sind — ich leider bin immer sehr krank, schwach und unwirsch, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalschabernack affizirt. — Jeder Kranke ist eine Ga-

nasche. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch sumsen hören. Komm Du bald — sobald Gw. Wohlgeboren nur wollen — sobald als möglich, komm mein theures, liebes Schwabengesicht — das Gedicht habe ich aufgetrizelt — pure Charenton-Poesie — der Berrückte an eine Berrückte.

H. H.

Benige Tage später:

Mittwoch 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete schrecklich 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen — deshalb bitte ich die Süßeste, statt Morgen (Donnerstag) lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich lungern. Mein Serinsky *) hat für die ganze Woche sich krank

*) Damit ist Heine's letzter Sekretär gemeint.

melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Aerger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelst, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero Wahnsinniger S. S.

Am 1. Januar, Heine's eigenem Geburtstag, schreibt er an die Freundin:

Liebes Kind!

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chokolade — die wenigstens de bon gout ist. Ich weiß sehr gut, daß es dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Convenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeobachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine

Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimiren. Du bist meine liebe Mouché und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Annuth Deines Geistes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“ sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus — Worte!

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouché zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem
Nebukadnedzar II.,

ehemaliger preuß. Atheist, jetzt Lotosblumenanbeter.

Eines aus den ersten Tagen des Januar 1856 lautet:

Liebste Mouché!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlied meines rechten Auges fällt zu und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste! Die Novelle hat mich gar nicht

ennüvrt und giebt gute Hoffnungen für die Zukunft, Du bist nicht so dumm, als Du ausiehst! Zierlich bist Du über alle Maassen und daran erfreut sich mein Sinn. Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese haillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Jammer, dein Name ist

H. Heine.

Ein letztes Billet, ungefähr vier Wochen vor seinem Tode geschrieben, ist ganz kurz.

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so daß ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl. H.

Ich breche ab, meine Auswahl ist durch Verhältnisse beschränkt und ich weiß nicht, ob diese oft rührenden, oft entsetzlichen Klagerufe dem Leser, der Heine weniger liebte, nicht monoton scheinen. Ich füge nur noch ein Gedicht hinzu, das weder der Form noch dem Inhalte nach neu oder bedeutend genannt werden kann, dem aber die Zeit, in der es geschrieben wurde, bei allen Jenseenen, die Heine's Muse verehren, einen unbestreitbaren Werth ertheilt. Dieses Gedicht ist sein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden. Wehmüthig war mir zu Muth, als ich das Brouillon durchflog und die großen, zierlichen, edlen, mit Bleistift geschriebenen Buchstaben wiedersand. Es war ja die letzte Bewegung seiner Hand auf dem Papiere und diese scheint noch so stark, ja in manchen Zügen muthwillig, als wäre es noch gar weit bis zum Tode! Das Gedicht selbst ist gleichsam ein Ueberblick über Heine's ganze dichterische Thätigkeit. Er

deutet noch einmal alle seine Lieblingsgestalten mit einigen Pinselstrichen an, verweilt noch einmal bei den bedeutendsten Wendepunkten seiner Laufbahn und beschließt seine Gefänge von ehemals mit seinem letzten in ihm noch lebenden Leide, mit seiner jetzigen trostlosen Liebe, — seiner Schattenliebe.

Es trägt den Titel „für die Mouche“ und lautet:

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur hie und da, mit dorisch-ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spotte seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebelhäuser mit Sculpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre — Fabelzeitfiguren.

Es steht ein offner Marmorarkophag
 Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
 Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
 Ein tochter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerecktem Hals,
 Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
 An beiden Seiten sieht man ebenfalls
 Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier sieht man des Olympos Herrlichkeit
 Mit seinen überlichen Heidengöttern,
 Adam und Eva stehn dabei, sind beid'
 Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier sieht man Troja's Untergang und Brand,
 Paris und Helena, auch Hektor sah man,
 Moses und Aaron gleich daneben stand,
 Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
 Pöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
 Pluto, Proserpina und Merkur,
 Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
 — Der Esel war zum Sprechen gut getroffen —
 Dort sah man auch die Prüfung Abrahams
 Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schau'n der Tanz Herodias,
 Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
 Die Hölle sah man hier und Satanas,
 Und Petrus mit dem großen Himmelschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier sculptirt
 Des geilen Jovis Brunnst und Frevelthaten,
 Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
 Die Danae als Regen von Dukaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
 Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
 Hier sah man Herkules in Frauentracht,
 Die Spindel drehend hält sein Arm den Rocken.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
 Am Berg steht Israel mit seinen Ochsen,
 Man schaut den Herrn als Kind im Tempel sehn
 Und disputiren mit den Orthodoren.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
 Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
 Judäa's! Und in Arabeskenart
 Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch wunderbar! Derweilen solcherlei
 Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
 Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
 Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
 Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
 Die Blätter schwefelgelb und violett,
 Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
 Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
 Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
 Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe diese Blum',
 Und alle Marterinstrumente, welche
 Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
 Sie trüge sie abconterseit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
 Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
 Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron',
 Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand
 Und über meinen Leichnam niederbeugend,
 Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
 Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
 Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
 Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
 Und das ist Sie — die Liebste, ja, Dieselbe!

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
 An Deinen Küssen muß' ich Dich erkennen.
 So zärtlich keine Blumenlippen sind,
 So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
 Hat meine Seel' beständig Dein Gesicht,
 Du sahst mich an, beseligt und verzückt
 Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
 Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe —
 Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
 Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
 Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
 So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
 Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
 Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
 Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
 Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
 Frag', was sie duften, Nachtviole und Rosen,
 Doch frage nie, wovon im Mondenschein
 Die Marterblume und ihr Lobter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genoß
 In meiner schlummerfühl'n Marmortruhe
 Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
 Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
 Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
 Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
 Gibst uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
 Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
 Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
 Ach, meine Blum' verschlechte dieses Loben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
 Ein Zanken, ein Gekrise, ein Geklässe,
 Ich glaubte zu erkennen manche Stimm' —
 Es waren meines Grabmals Basreliefe.

Spuht in dem Stein der alte Glaubenswahn?
 Und disputiren diese Marmorschemen?
 Der Schreckensruf des wilden Waldgotts Pan
 Wettseifert wild mit Mosès Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
 Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
 Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
 In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
 Mit dieser Controverse, der langweil'gen,
 Da war zumal der Esel Balaams,
 Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem S-a, S-a, dem Gewieh'r,
 Dem schluchzend ekelhaften Mißlaut, brachte
 Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
 Ich selbst zuletzt schrie auf — und ich erwachte.

Als Seine diese Verse schrieb, glaubte er selbst nicht, daß schon der Tod an seine Thür poche, ja sogar sein Arzt hoffte den Kranken noch länger hinaus zu erhalten. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Krankheitszustand ein heftiges Unwohlsein und zerstörte auf eine unerwartete Weise den so lange fast nur künstlich zusammengehaltenen Organismus. Wohl nicht mit Unrecht sagt ein englischer Arzt: man stirbt nicht an dem Uebel, wegen welchem man krank darnieder liegt, sondern an der Schwäche

der Natur, das Uebel nicht bestehen zu können. Es war weder das Leiden der Nerven, noch das des Rückenmarks, an welchem Heine endete, eine unter anderen Verhältnissen ganz unbedeutende Indigestion brachte ihn um.

Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an und es ward bald für Niemand aus seiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphinum, die er allmählig zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm wohl sonst ähnliche Zustände bereitet, doch noch nie so heftige und anhaltende. Dennoch trogte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraph hinaus zu bringen und blieb fortwährend bei vollem Bewußtsein. Ja, der Witz sogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor seinem Ende stürzte ein Bekannter in sein Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten rich-

tete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier! So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. Februar. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Doctor Gruby glaubte ihm nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens hauchte er seinen Geist aus.

Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, sogar sein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichter so viel Verklärung ausgegossen habe. Die Todtenmaske, die man abnahm, hielt treu und dauernd diese Züge fest.

Ja, er ist todt, der kranke Schwan hat sein Sterbelied endlich zu Ende gesungen! Die Muse der deutschen Poesie ringt unter Thränen die Hände, zerreißt ihr Gewand und läßt die Haare

wehklagend flattern. Einer ihrer größten Lieb-
linge ist dahingezogen. In diesem Jahrhundert
hat sie vielleicht nur zwei oder drei Mal einen
gleich großen Schmerz erlitten und ein Verlust,
wie dieser, steht ihr nicht bald wieder bevor.

Derjenige, der seit seiner Jugend nur den
süß bezaubernden Liedern des Sängers gelauscht,
ohne gewohnt gewesen zu sein, ihn seinen gelieb-
ten Freund zu nennen und ihm die Hand zu
schütteln, der hat nichts verloren. Seine's Leier
ist durch seinen Tod nicht zerschmettert, sie liegt
neben der Urne wohl erhalten, mit unverstimmten
Saiten. Die Menschenhand, die bisher die ent-
zückenden Accorde auf dieser Leier gegriffen, wird
als Geisterhand noch immer und um so reiner
und mächtiger hineingreifen und das Grabes-
schweigen durchklingen. Ueber den Verewigten
wird der Mond der romantischen Poesie in ruhiger
Lichtfülle stehn und mit seinen Silberstrahlen wie
sonst die blühenden Lindenbäume verklären. Auch

die Elfen und Waldfrauen werden unter Glockengeläut allnächtlich herangeritten kommen und ihren Geisterreigen vor den Augen der Eingeweihten fortführen. Geisterhafte Jungfrauen und Bräute werden aus ihren einsamen Waldseen wie zuvor emportauschen und Gefänge der Liebe, schmerzlicher Sehnsucht und süßer Schwermuth ertönen lassen. Für den, der ihn nicht gekannt, lebt Heine noch immer. Nur die schöne menschliche Illusion, daß eine seltene Existenz aufgehört hat, deren Leuchtkraft immer und immer fort dauern sollte, senkt hier und dort ein Haupt und läßt eine schmerzliche Klage emporsteigen.

Wahrlich, wenn wir dies Ende betrachten, wir werden an den Glauben der Alten gemahnt, daß die Auserwählten der Musen nicht wie alle übrigen Menschenkinder sterben, für welche das irdische Dasein der Umfang alles Lebens ist, sondern daß sie den Söhnen der alten Götter gleichen, die ihre kampf- und thatenvolle Laufbahn

nicht selten mit einem entseßlichen Tode beschließen, um den Ruhm ihres göttlichen Ursprungs anerkannt zu sehn und als Halbgötter, über jeden Schicksalswechsel erhaben, fortzuleben.

Ein griechischer Tragiker sagt, es sei den Göttern nicht genug für das Loos zu danken, zur rechten Zeit für seinen Ruhm zu sterben.

Ward Heine eines solchen Looses theilhaftig?

Auf den ersten Blick sollte man es schlechtweg verneinen. Eine so martervolle, lange Krankheit hängt sich an ein Leben, das wir in genialer Kriegs- und Liebeslust hinbrausen sahen und welches wünschen ließ, daß es eines Tages wie Mercurio's Leben auf einen Hieb ende, und daß der letzte Witz der letzte Seufzer sei.

Dennoch aber ist diese martervolle achtjährige Krankheit kein unglücklich abstechender, disharmonirender Lebensanhang, sondern sie ist ein ergänzendes Stück und zwar das Ende.

Wäre Heine wie Mercurio gestorben, so hätte

wohl Niemand seinem Leben die Torsoform an-
gesehen, eben nur darum, weil das, was nicht
zum Vorschein kommt, wie nicht vorhanden, wie
nicht geschehen und daher auch nicht zu su-
chen ist. Doch wäre es ein Torso gewesen, denn
Seine hätte das, was in ihm war, nicht vollstän-
dig ausgelebt und die Nachwelt hätte nimmer-
mehr seine volle Bedeutung abwiegen können.

— Eben durch sein Leiden erst sollten seiner
Lyra Töne entquellen, wie sie die deutsche Lyrik noch
nicht gehört, es sollte die freie, auf sich selbst be-
ruhende Macht des in ihm wohnenden Geistes
streichreich entfaltet und der ihm gemachte Vorwurf
der Frivolität, die auch an dem Heiligsten zupft
und für nichts einsteht, zu Schanden gemacht
werden. Sein sonst ewig heiteres Wesen, eine
natürliche Folge seines Glückes und Lebensmuthes,
hatte zu der Verläumdung geführt, daß es ihm
an Ernst und Charakter mangle. Ein so schreck-
liches Verhängniß mußte leider erst kommen, um

ihn vor der Welt, die sonst den xenophontischen Ernst des hohlen Charlatans so oft gläubig hinzunehmen pflegt, von diesem Schein oder dieser Lüge zu reinigen!

Faßt man aber die Zeitperiode, in welche Heine's Tod fällt, ins Auge, so muß man gestehn, daß das Schicksal keinen ungünstigeren Augenblick als den gegenwärtigen wählen konnte, um uns den Dichter aus der Welt zu führen. Einestheils fehlt eben jetzt unserer Zeit die literarische Stimmung mehr als jemals, anderntheils lenken dem Todten feindselige Gewalten die Organe, durch welche allein sich Herz und Gedanken der Nation kundgeben können.

Die Presse des Tages hat den Tod des größten modernen Dichters in ihren Spalten kurz und bündig, wie jedes andere Vorkommniß einregistriert.

Dieses Stillschweigen ist aber nicht Gleich-

giltigkeit, sondern nur augenblickliches Verstummen.

Auf Heine's Grabe ist, seiner eigenen Verordnung gemäß, kein Wort gesprochen worden, ebensowenig durfte für ihn eine Messe gesungen oder ein Kadosch gesagt werden. Er sang lange vorher:

Keine Messe wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.

In einem seltsamen Einklang damit ist auch jede literarische Grabrede unterblieben. Was gewiß im Herzen von Hunderttausenden lebte, ist nicht über die Lippen gebracht worden.

Wie seinem leblosen Körper ist es symbolisch auch seinem Dichtergenius ergangen. Aber dies wird nicht so bleiben. Die flüchtigen Wolken

an seinem Ruhme werden vorübergehen und sein Name wird bald mit allen seinen Strahlen die deutsche Literatur schmücken.

Heinrich Heine's Tod wird der Anfang seiner Apotheose sein.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist erschienen:

Bildniß

von

Heinrich Heine,

gezeichnet von E. F. Kieh zu Paris, lithographirt
von Adolph Hornemann.

Groß Folio.

Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Zur gefälligen Notiz für die Buchhandlungen bemerken wir, daß wir dieses Bildniß nicht in Commission, sondern nur auf Verlangen und auf feste Rechnung versenden.

Hoffmann und Campe.

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Hoffmann und Campe



UNIVERSITÄT DÜSSELDORF

ADRIANO PANCONICO BALUC

